

Wird die Moraltheologie bescheiden?*

Überlegungen von

Johannes Gründel

Wird die Moraltheologie von heute bescheiden?

Was verbinden wir eigentlich mit dem Begriff »Moral« und mit »Moraltheologie«? Vorstellungen von Verhaltensnormen, von sittlichen Verboten oder Geboten, von Sündenregistern und moralischen Appellen zu mehr Verantwortung! Heißt Bescheidenheit der Moraltheologie, daß die Zeiten des Moralisierens vorbei sind und daß sich Pädagogen und Theologen von solchen Aufrufen keinen Erfolg mehr versprechen? Ist damit eine Resignation gemeint?

Wird also in diesem Sinne die Moraltheologie bescheiden?

Oder denkt so mancher bei dieser Frage zunächst an die Äußerungen von Papst Johannes Paul II. vor den etwa 300 Teilnehmern eines internationalen Moraltheologenkongresses in Rom am 12. November 1988 — die Medien haben ja darüber berichtet. Auf dieser Tagung, zu der nur ein ausgewählter Kreis von Theologen — insbesondere auch Mitglieder von Opus Dei — geladen war, stellte der Papst erneut die traditionelle kirchliche Lehre zur Empfängnisregelung, das Verbot jeder künstlichen Empfängnisverhütung, in seiner bleibenden Gültigkeit verschärft heraus. Zugleich wies er jede hiervon abweichende Meinung als irrig zurück. Die dort anwesenden Theologen aber sprachen sich — nach Presseberichten sogar alle einmütig — dafür aus, daß gegenüber jenen Moraltheologen, die von dieser kirchlichen Lehre abweichen, Maßnahmen ergriffen werden sollten, etwa Entzug der Lehrerlaubnis, wie dies vereinzelt bereits geschehen ist.

Ist etwa dies mit »bescheiden« gemeint: daß zu dieser Thematik in Zukunft die Äußerungen von Moraltheologen wieder zurückhaltender ausfallen werden? Wird also »bescheiden« verstanden im Sinne einer Niederlage oder Kapitulation einer theologisch begründeten Meinung gegenüber der verbindlich bleibenden autoritativen Lehre der Kirche? Ist von seiten dieser Theologen eine Resignation zu erwarten und meint »bescheiden« so viel wie »klein-bei-geben«?

Oder — so fragen wir weiter — ist mit »Bescheidenheit« ein Aufruf gemeint, mit dem Theologen gewarnt werden vor einer »weichen Welle«, d. h. vor einer fragwürdigen Anpassung ihrer normativen Aussagen an das konkrete Verhalten des Volkes, also vor einem unverantwortlichen »aggiornamento«?

Nein, um dies alles geht es hier nicht. »Bescheiden« deutet zunächst nur an, daß in unserer Zeit konkrete Antworten auf die ethische Frage »Was sollen wir tun?« schwieriger

* Vortrag im Bayerischen Rundfunk Bayern II am 4. 12. 1988

erscheinen als früher. Wir wissen aber heute mehr vom Menschen, vor allem von unserem Verflochtensein in naturale Bedingtheiten und Umwelteinflüsse und von den psychologischen und tiefenpsychologischen Gesetzmäßigkeiten; wir kennen auch die Botschaft Jesu besser und berücksichtigen sie mit ihren Voraussetzungen und Zusammenhängen in einer differenzierteren Weise als in vergangenen Jahren. Die Bibel läßt sich heute nicht mehr so unbefangen als Steinbruch für sittliche Normen gebrauchen.

Darüber hinaus aber hat vor allem die vom II. Vatikanischen Konzil geforderte Neuorientierung der theologischen Disziplinen an der Bibel auch zu einem Neuansatz der theologischen Ethik geführt: Eine größere Offenheit zeichnet sich ab. Gegenüber jener ausführlichen Kasuistik, die uns noch in den Beichtspiegeln und Normenkatalogen früherer Zeiten begegnet, ist die Moralthologie von heute in ihren Aussagen bescheidener geworden.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sollen im folgenden sieben Merkmale genannt werden, die m. E. heute bei einem Neuansatz einer theologischen Ethik — das ist ja mit Moralthologie gemeint — berücksichtigt werden sollten. Sie mögen verständlich machen, warum eine so konzipierte Ethik in ihrem Urteil behutsamer und in ihren konkreten Aussagen bescheidener vorzugehen hat.

1. Der Wegecharakter der theologischen Ethik

Papst Johannes XXIII. hat 1959 kurz nach seiner Wahl zum Papst ein Konzil angekündigt. Als Aufgabe dieses Konzils bezeichnete er eine Anpassung der Kirche an die Erfordernisse unserer Zeit, ein »aggiornamento«. Türen und Fenster dieser Kirche sollten geöffnet werden, damit frische Luft, Licht und suchende Menschen eintreten könnten. In den Konzilstexten wird dann auch von den Konzilsvätern die Kirche als das durch die Zeiten wandernde Volk Gottes umschrieben. Das Bild vom »Unterwegssein« sollte in der Folgezeit zum Charakteristikum des Christseins, ja der nachkonziliaren Kirche werden.

Der Gedanke des Unterwegsseins bestimmt übrigens auch die alttestamentliche Heilsgeschichte. Gott beruft Abraham, aus seiner angestammten Heimat aufzubrechen in ein fremdes Land. Dieser Aufbruch ist mit einem Segensspruch und einer Verheißung verbunden. In ähnlicher Weise ist der Auszug der Hebräer aus Ägypten unter Mose und der Zug durch die Wüste Sinai geprägt vom Bundesschluß und von der Verheißung des Gelobten Landes; Jahwe begleitet sein Volk und beschützt es. Diese Wegbegleitung Jahwes wird schließlich zum charakteristischen Gottesnamen: Der Gott Israels ist »Immanuel«, d. h. der »Gott-mit-uns«.

Auch in den Texten des Neuen Testaments begegnen wir immer wieder dem Bild des Weges — so, wenn Jesus nach dem Zeugnis des Evangelisten Johannes von sich sagt: »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich: (Jo 14,6).

Zur Grundstruktur der neutestamentlichen Botschaft zählt auch ihr endzeitlicher (eschatologischer) Charakter. Das aber bedeutet: Mit dem Kommen Jesu ist das Reich Gottes zwar schon angebrochen, aber noch nicht vollendet. Das »Schon« und das »Noch-Nicht« prägen also das Unterwegssein dessen, der sich dieser Botschaft unterstellt.

Das Bild vom Weg macht aufmerksam auf eine Dynamik und Bewegung, ja auf den geschichtlichen Charakter der christlichen Botschaft. Zum christlichen Weltbild gehört darum auch der Charakter der Geschichtlichkeit und der Veränderung dieser Welt. Es geht darum, nicht stehenzubleiben und abzuschalten, sondern immer wieder neu aufzubrechen. Dieser Aufbruch aber geschieht auf Grund eines Anrufes von seiten Gottes, eines Gottes, der innerhalb der Geschichte immer wieder befreiend an seinem Volk gehandelt hat und weiterhin sein Volk auf dem Weg durch die Zeiten begleitet. Das Bild vom Unterwegssein sollte also auch unser nachkonziliares Christsein bestimmen.

Will sich eine theologische Ethik an der Bibel orientieren, so bietet sich also für ihren Ansatz das Bild des Weges an. Damit ist bereits eine entsprechende Offenheit nach vorn, der grundsätzlich geschichtliche Charakter ethischer Aussagen angedeutet. Selbstverständlich gibt es grundlegende sittliche Prinzipien — wie etwa die Achtung vor der Würde jeder menschlichen Person —, die unabhängig von der jeweiligen Zeit und Situation ihre absolute Geltung behalten und die die Voraussetzung für die Bildung konkreter Handlungsnormen sind. Doch eine so konzipierte Ethik weiß trotz der Verbindlichkeit konkreter sittlicher Normen um deren Relativität, um die Zeit- und Situationsbedingtheit solcher Normen. Sie wird auch immer wieder neu nach dem Ruf Gottes in der jeweiligen Stunde fragen; sie ist in ihren Aussagen und Prognosen vorsichtiger. Einer solchen Offenheit und Geschichtlichkeit widerspricht jedoch jede Art von Fundamentalismus — jene Position, der ein statisches, ungeschichtliches und realitätsfremdes Verständnis von Welt und Mensch zugrundeliegt. Eine fundamentalistische Einstellung erweckt zwar zunächst den Eindruck einer hochethischen Gesinnung, zielt aber letztlich an der Realität vorbei, mißachtet die Folgen und trägt so inhumane Züge. Fundamentalisten warten mit klaren kasuistischen Normvorstellungen auf; sie werden nicht von Zweifeln und Entscheidungsängsten geplagt. Sie wissen stets genau, wo es langgeht; sie werden stets den sichersten Weg beschreiten und sind in ihren konkreten normativen Aussagen nicht zurückhaltend. Fundamentalisten begegnen uns heute in allen Lebensbereichen und Weltanschauungen; bisweilen sind es ich-schwache Menschen. Sie werden das Bild vom »Unterwegssein« und vom Weg für eine Ethik als gefährlich und unbrauchbar ablehnen.

Natürlich bleibt das Bild vom Wegecharakter der Ethik einseitig und ergänzungsbedürftig. Dennoch kann es heute einen wesentlichen Aspekt christlicher Ethik verdeutlichen, der nicht unterschlagen werden darf.

2. Der Weisungscharakter sittlicher Normen

Wer auf dem Weg ist, bedarf eines Zieles und einer Richtungsanzeige auf dieses Ziel hin. Dem dienen sittliche Normen. Nur erweist sich der Begriff »Norm« für eine biblisch ausgerichtete Ethik als unzureichend, da er weithin statischen Charakter trägt. Das lateinische Wort »norma« meint ursprünglich »Winkelmaß«; Norm grenzt klar ab, grenzt ein und aus. Der Begriff Norm stammt aus den Gesellschaftswissenschaften; er ist weder in den biblischen Texten noch in der klassischen Theologie des Hochmittelalters zu finden. Die Bibel verwendet statt dessen den Begriff »Tora« oder Weisung. Weisung gibt man einem Menschen, der sich auf den Weg macht, sich auf ein Ziel hin begibt. Weisung bein-

haltet eine gewisse Dynamik und Lebendigkeit, entspricht einer Kompaßnadel, die eine Richtung angibt, ohne damit schon die einzelnen Teilziele des Weges zum Ziel genau festzulegen. Wie jede Kompaßnadel von den verschiedenen Positionen aus doch immer wieder die gleiche Richtung anpeilt, so konvergieren nach christlichem Verständnis letztlich auch alle sittlichen Weisungen auf ein Ziel hin, auf den, der sich selbst als »Weg, Wahrheit und Leben« (Jo 24, 6) bezeichnet.

Will sich eine christliche Moral nicht als eine von außen her dem Menschen auferlegte Ordnung, als Fremdbestimmung, verstehen, will sie vielmehr dem Menschen zuinnerst Hilfe zur Existenzverwirklichung vermitteln, so bietet sich neben der Norm vor allem der Begriff Weisung an. Normativem Denken ist eine Kasuistik eigentümlich. Eine rein normative Moral fragt nicht so sehr nach den Zielsetzungen, wohin die Reise geht, sondern danach, was konkret getan oder unterlassen wurde. Wer ein Verhalten normativ beurteilt, der kann auch leichter eindeutig festlegen, wie groß das Versagen, wie schwer die Schuld war. Er geht aus von den vorliegenden Fakten und fragt nicht erst lange nach den noch offenen Möglichkeiten dieses Menschen. Ob er damit dem betreffenden Menschen hinreichend gerecht wird, wage ich zu bezweifeln.

Gehe ich vom Weisungscharakter sittlicher Normen aus, so stellt sich bei der Beurteilung eines konkreten Vergehens zunächst die Frage nach den jeweils vorliegenden konkreten Möglichkeiten und Zielsetzungen des Handelnden. Das Urteil über wirklich vorhandene Schuld erscheint weitaus schwerer und wird letztlich Gott überlassen.

3. Die Radikalität der Botschaft Jesu

Zur Eigenart der neutestamentlichen Weisungen gehört es, daß Jesus nicht nur sittliches Verhalten fordert, sondern auch selbst praktiziert. Gerade in den Antithesen der Bergpredigt — »den Alten wurde gesagt . . . ich aber sage euch« — zeichnen sich das Neue und der radikale Anspruch Jesu ab gegenüber der legalistischen Einstellung seiner Zeitgenossen. Nicht nur keinen Mord, sondern Versöhnung mit dem Gegner, nicht nur kein tatfertiger Ehebruch, sondern eine lautere Gesinnung werden verlangt; nicht nur kein falsches Schwören, sondern radikale Wahrhaftigkeit, nicht nur keine Wiedervergeltung, sondern Verzicht auf Gewalt und eine Liebe, die auch den Feind nicht ausschließt, werden eingefordert. Das sind in der Tat hochethische Zielsetzungen, an denen sich kein Christ vorbeimogeln darf. Es sind aber auch Forderungen, denen angesichts einer noch unheilen Welt Christen keineswegs immer gerecht zu werden vermögen. Jesus möchte mit diesen Forderungen die eigentlichen Wurzeln bösen Handelns in der Welt entlarven. Das Böse bricht im Inneren des Menschen auf. In diese Tiefe, wo die Grundentscheidungen gefällt werden, reicht kein Gesetz. Es wäre sicher ein schlechtes Zeichen, wollte eine theologische Ethik die Verbindlichkeit dieser Weisungen Jesu in Frage stellen und gewissermaßen einen Ausverkauf derselben »zu verbilligten Preisen« vornehmen.

Die Bindung an eine kasuistische Norm, an einen kirchenrechtlichen Paragraphen oder an einen eindeutigen Moralkodex erscheint leichter als die Bereitschaft, sich angesichts dieser hohen Zielsetzungen auf den Weg zu begeben und immer wieder neu zu fragen, ob und inwieweit das eigene Verhalten einer solchen Weisung entspricht.

Normatives Denken wird die Radikalität der Botschaft Jesu nicht an der Tiefe des Herzens, sondern an der Härte der Forderungen messen und entsprechend scharfe Reglementierungen oder Maßnahmen für Gesetzesübertreter einfordern. In der Theologenerziehung wurde in früheren Zeiten dem künftigen Seelsorger die pastoral-pädagogische Weisung gegeben: »auf der Kanzel ein Löwe, im Beichtstuhl ein Lamm!« — Das sollte doch wohl heißen: In den sittlichen Forderungen, die dem Volk Gottes zu verkünden sind, unerbittlich und unnachgiebig, im konkreten pastoralen Vorgehen aber geduldig und großzügig. Kein Wunder, wenn dann von Unwahrhaftigkeit, Unredlichkeit, von einer Art Doppelmoral oder Doppelpastoral die Rede war.

Normatives Denken wird letztlich auch den Freiheitscharakter der christlichen Botschaft übersehen oder gar zurückweisen aus Angst davor, daß die Menschen für diese Freiheit eben nicht genügend reif und mündig sind. Doch hinter dieser Radikalität, die für die Verkündigung der Weisung Jesu gefordert wurde, stand doch weithin ein streng normatives Denken: Man wußte genau, was Wahrheit ist, konnte gewissermaßen eindeutig abgrenzen, was gilt und was nicht.

Normatives Denken tut sich auch schwer, die Forderung einer Gewissens- und Religionsfreiheit zu bejahen. Es neigt eher dazu, Menschen neue gesetzliche Verpflichtungen und Lasten aufzulegen, als ihnen zum Leben zu verhelfen und etwas von der befreienden Botschaft Jesu zu vermitteln. Wo Angst vorherrscht und Kleinmütigkeit Menschen befällt, rufen sie nach genauen Verhaltensregeln. Gibt eine theologische Ethik diesem Drängen nach, so mag sie mit ihren kasuistischen Handlungsanweisungen zwar einem unmittelbaren Bedürfnis der Menschen entsprechen; letztlich aber erweist sie der christlichen Botschaft doch einen schlechten Dienst. Denn der eigentliche befreiende und lebenserfüllende (mystische) Charakter christlichen Glaubens wird dann gegen eine Gesetzesmoral ausgetauscht. Aus der Frohbotschaft wird dann leicht eine Drohbotschaft. Haben nicht wir Christen aus der christlichen Botschaft von der »herrlichen Freiheit der Kinder Gottes« ein Moralbuch gemacht, aus der mystischen Rose dieser Botschaft einen Rosenkohl, den wir auf dem Markt feilbieten?

4. Der Stellenwert der Erfahrung und der Wirklichkeit

Insgesamt wird heute der Erfahrung eine weitaus größere Bedeutung eingeräumt als zu früheren Zeiten. Sittliche Normen fallen ja nicht einfach vom Himmel. Sie sind Niederschlag langer Erfahrung. Dies gilt auch von den Texten der Bibel. Im Alten Testament finden sich die Erfahrungen des Volkes Israel mit einem heilswirkenden Bundesherrn aufgezeichnet. Das Neue Testament ist Niederschlag eines Erfahrungszeugnisses der Jünger und derer, die in der frühen Kirche aus dem Glauben heraus lebten. Sie haben erfahren, daß Jesus nicht im Tode geblieben ist, sondern daß er weiterlebt.

Wenn eine theologische Ethik von der Erfahrung ausgeht, muß sie sich mit der Realität auseinandersetzen: sie wird zunächst eine Situationsanalyse vornehmen. Bestehende Konflikte dürfen nicht verdrängt werden; Unstimmigkeiten, gesellschaftliche Einflüsse, Strömungen, denen der einzelne ausgeliefert ist, sind offenzulegen. Vorhandene Schuld darf nicht verharmlost werden.

Will die Moraltheologie den Realitätsbezug nicht verlieren, so steht sie vor der Aufgabe, unbeschadet der Verbindlichkeit und Radikalität der sittlichen Botschaft Jesu die Menschen jeweils dort abzuholen, wo sie stehen — wie dies auch Jesus auf seinen Wanderungen durch das Land in der Begegnung mit den Zöllnern und Sündern praktiziert hat.

Moralpädagogisch können Werte und sittliche Normen nicht rein autoritativ und rational, sondern nur über Erfahrungen vermittelt werden. Hier gilt es, entsprechende Erfahrungsräume zu schaffen. Bezüglich der Vermittlung religiöser Werte und eines neuen Bezugs zur Kirche wäre es sicher verkehrt, wollte man die Aufgabe lediglich darin erblicken, Menschen, die sich von der Kirche abgewandt haben, wieder zurückzuholen — dazu noch zu einer Kirche, die nicht bereit erscheint, sich selbst zu verändern. Gerade Jugendliche sind hier sehr sensibel. Hier wird es eher darum gehen, den einzelnen zuzugestehen, daß in ihrem Umfeld Kirche — und zwar nicht bloß nach dem Muster anderer, sondern in einer persönlichen neuen Aneignung des Evangeliums — wachsen kann. Das aber bedeutet: nicht einfach Anpassung und Einpassung der Gläubigen und vor allem der Jugendlichen an die Kirche — wie dies bisweilen früher auch als Missionsmethode angestrebt wurde — sondern Einladung, konstruktiv an der Verjüngung der Kirche mitzuarbeiten. Solche Einladung läßt sich nicht einfach normativ und kasuistisch vermitteln.

Zur Alltagserfahrung zählt aber auch die Tatsache, daß wir trotz des Anbrechens des Reiches Gottes immer noch in einer unheilen Welt leben. Einerseits dürfen die sittlichen Forderungen Jesu nicht aufgegeben werden, andererseits aber werden wir den Weg zum Ziel oft nur in Form von Teilschritten gehen können. Ein solches Verständnis entspricht dem Unterwegssein eines jeden Menschen — auch in seinem sittlichen Verhalten. Dies dürfte wohl auch mit dem »Gesetz der Gradualität« gemeint sein. Dieses Wort wurde auf der Römischen Bischofsynode 1980 bei den Beratungen über Ehe und Familie geprägt und von Papst Johannes Paul II. in dem Rundschreiben »Familiaris consortio« 1981 aufgegriffen. »Gesetz der Gradualität« meint keineswegs eine abgestufte Verbindlichkeit sittlicher Weisungen, also eine Gradualität des Gesetzes, sondern es weist auf den verbindlich bleibenden Gehalt der Botschaft Jesu hin, versucht aber auch der Realität gerecht zu werden, daß der Weg zum Ziel oftmals nur in Teilschritten erfolgen kann.

Das Gesetz der Gradualität will also dem Unterwegssein des Menschen entsprechen. Anhaltspunkte hierfür finden sich auch schon in den Aussagen Jesu. Nach dem Evangelium des Matthäus sind die Jünger über das von Jesus verkündete Scheideverbot schockiert. Es heißt dann: »Als das die Jünger hörten, sagten sie: Meister, wenn es so um die Ehe bestellt ist, dann ist es besser, gar nicht zu heiraten« (vgl. Mt 19, 10). — Uns kommt solche Rede heute durchaus bekannt vor. Jesu Antwort aber lautet: »Nicht alle fassen dieses Wort, sondern nur die, denen es gegeben ist« (Mt 19, 11). Offensichtlich bezieht sich dieser Satz nicht auf die nachfolgenden Texte zur Ehelosigkeit, sondern auf diese Reaktion der Jünger. Was also tun wir mit jenen Menschen, denen — vielleicht auch heute noch — das radikale Verständnis christlicher Ehe nicht oder noch nicht einleuchtet. Normatives Denken wird sie einfach als unchristlich ausgliedern. Geht man aber vom Wegecharakter einer theologischen Ethik aus, dann wird man ihnen Hilfestellung geben auf dem Weg zu einem solchen Ziel. Hier kann es erforderlich erscheinen, auch Teilschritte auf dieses Ziel hin ernst zu nehmen, vorübergehend gelten zu lassen und diese Menschen auf ihrem Weg zum verbindlich bleibenden Ziel weiterhin zu begleiten und zu ermutigen.

Rein normatives Denken wird nur davon ausgehen, ob die verbindlich bleibende Norm eingehalten wurde oder nicht. Eine zielorientierte Ethik kann aber dort, wo ernsthaft ein Ziel angestrebt, wenngleich noch nicht erreicht wird, durchaus davon ausgehen, daß solche Menschen — so sie sich ernsthaft mühen — noch »auf dem Wege« sind. Für die klassische Bewertung dessen, was die traditionelle Moraltheologie als Todsünde zu umschreiben versuchte, mag ein solcher Ansatz bedeutsam werden. Nicht nur das konkrete äußere Tun, sondern auch die Zielsetzung und das, was als erster möglicher Schritt auf dieses Ziel hin getan wurde, muß bei einer sittlichen Bewertung des Verhaltens entsprechend berücksichtigt werden.

5. Toleranz gegenüber dem Sünder — entsprechend dem Herrenwort: »Lasset das Unkraut wachsen«

Wenn die biblische Botschaft den Menschen befreien, ihm zum Leben verhelfen will, dann verlangt eine so konzipierte Ethik auch eine Rücksichtnahme und Toleranz gegenüber dem, der auf dem Wege ermüdet, der fällt, der einen Irrweg einschlägt und versagt. Sicherlich darf eine solche Toleranz nicht den Ernst des Aufrufes zur Umkehr abschwächen. In diesem Sinne ist auch das Wirken Johannes' des Täufers zu verstehen, wenn er in seiner Bußpredigt das Gericht ankündigt und bei der Wassertaufe das Volk aufruft: »Bringt Frucht hervor, die eure Umkehr zeigt . . . Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen« (Mt 3, 8—10). Und von dem, der nach ihm kommt, von Jesus sagt der Täufer: »Schon hält er die Schaufel in der Hand; er wird die Spreu vom Weizen trennen und den Weizen in seine Scheune bringen; die Spreu aber wird er im nie verlöschenden Feuer verbrennen« (Mt 3, 12).

Gegenüber dieser Drohbotschaft Johannes' des Täufers nimmt sich die Verkündigung Jesu als Frohbotschaft aus. Jesus hebt hervor, daß mit ihm das Reich Gottes angebrochen ist, daß er eine Heilsbotschaft verkündet, Kranke heilt, Sündern ihre Schuld vergibt und sie wieder aufrichtet, Ausgestoßene, Zöllner und Dirnen zur Nachfolge aufruft. Mit dem Kommen Jesu und seiner Heilsbotschaft sieht Matthäus das Wort des Propheten erfüllt: »Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschten . . . Und auf seinen Namen werden Völker ihre Hoffnung setzen« (Mt 12, 20—21).

6. Neue Horizonte: Die Ausrichtung auf Zukunft und auf weltweite Probleme. — Von einer Mikroethik zu einer Makroethik.

Wenn christliches Leben unter einer Verheißung steht, dann muß auch die darauf gründende Ethik den Charakter einer Ziel- und Hoffnungsethik tragen. Positive Weisungen treten stärker in den Vordergrund gegenüber den negativen Abgrenzungen im Sinne von Verboten. Es geht um die Hinführung zu einem rechten Gebrauch menschlicher Freiheit, zu Verantwortung und Mündigkeit. So notwendig normative Abgrenzungen auch sind — sie werden schon von seiten der Gesellschaft gefordert —, wichtiger bleibt die persönliche

Verantwortung eines jeden. Angesichts der zunehmenden Gefährdung unseres Lebens auf dieser Erde durch die technischen Möglichkeiten muß sie auch um so größer sein. Wir tragen Verantwortung nicht nur für diese unsere Zeit, sondern auch für die Zukunft. Heute geht es nicht mehr so sehr darum, entsprechend dem Schöpfungsauftrag die Erde untertan zu machen, sondern den Garten Eden auch für kommende Generationen als Grundlage des Lebens zu erhalten und zu bebauen. Wir werden schuldig und versündigen uns an künftigen Generationen, wenn wir uns heute einen Lebensstil leisten, der ihre Existenz in Frage stellt. Unsere Verantwortung bezieht sich also nicht nur auf unser persönliches unmittelbares Umfeld. Wir haben die weltweiten Nöte und Probleme anderer Menschen mit aufzugreifen. Lag in der Vergangenheit der Akzent weithin auf individual-ethischen Fragen, so stehen heute sozialetische Probleme — und diese in weltweiter Sicht — im Vordergrund. Eine Mikroethik muß heute zu einer Makroethik ausgeweitet werden. Eine solche Verantwortung kommt normativem Denken meistens gar nicht in den Blick, geschweige denn, daß sie sich kasuistisch und legalistisch einfordern läßt. Sie muß aufgezeigt und persönlich wahrgenommen und im politischen Denken und Handeln umgesetzt werden. Die Menschheit wird jedoch nur dann eine Zukunft haben, wenn wir angesichts der bestehenden Vernichtungsmöglichkeiten an einer weltweiten Friedensordnung mitarbeiten. Für Christen und für eine Kirche, die sich als das durch die Zeiten wandernde Volk Gottes versteht, stellt sich somit die Aufgabe, durch konstruktive Vorschläge und durch Mitwirkung diesen politisch bedeutsamen Problemen zu begegnen, gleichzeitig aber auch jedes rein innerweltliche Management aufzubrechen auf jene Sicht hin, die über diese Welt hinausgreift und den Frieden als Gabe Gottes mit einbezieht.

7. Der Gnadencharakter einer theologischen Ethik

Ethik entartet leicht zu einer Leistungsmoral, wenn sie nicht mehr um die zentrale Offenbarungsaussage weiß, daß menschlichem Tun Gottes Gnadenhandeln vorausgeht. Angesichts der hohen sittlichen Forderungen, wie sie uns vor allem in den Weisungen der Bergpredigt begegnen, wird die Spannung zwischen dem Soll und der Wirklichkeit besonders bewußt. »Der ich bin, grüßt traurig den, der ich sein sollte«. Jesu Forderungen muten somit als Überforderungen an. Dennoch wird im Unterschied zu einer rein innerweltlichen Ethik im Christentum das Leistungsprinzip relativiert. Nicht menschliches Tun, sondern das Wirken Gottes ist für das Heil entscheidend. Wer nur auf menschliches Können setzt, muß das dem Christen abverlangte Hochethos als Überforderung verstehen. Eine solche Überforderung würde auf Dauer eine neurotisierende Wirkung haben. Bezieht man jedoch das Wirken Gottes mit ein, dann bleibt für das christliche Bewußtsein ausschlaggebend, daß das Heil dem Menschen nicht als Lohn zugewiesen wird, sondern Zusage Gottes für alle jene ist, die sich der Gnade öffnen und ihrerseits das zu tun versuchen, was im Bereich ihrer Möglichkeit liegt.

Gerade die biblischen Texte zeigen, daß Gott der zuerst Handelnde ist: der rufende und befreiende Gott steht seinem Volk zur Seite und vermittelt auch dort noch Hoffnung, wo menschliches Hoffen an seine Grenze gerät. Gegenüber menschlicher Leistung gilt der Primat des Empfangens. Paulus deutet dies an, wenn er schreibt: »Was hast du, daß du

es nicht empfangen hättest? Wenn du es aber empfangen hast, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?» (1 Kor 4, 7). Solche Überlegungen führen weg vom Verdienstdenken und von einer Leistungsmoral hin zu einem richtig verstandenen christlichen »Leichtsinn«. Dieser tut uns heute not. Offensichtlich ist gerade in der Moraltheologie in den letzten Jahrzehnten der Gedanke vom Wirken Gottes, von seiner Gnade, von der Veröhnung nicht hinreichend mit eingebracht worden.

Will Moraltheologie diese positiven Akzente wieder stärker aufgreifen, so wird sie in so manchen kasuistischen normativen Aussagen bescheidener bleiben und nicht schon immer für alle Situationen und Fälle konkret angeben können, was richtig und was falsch ist. Es bleibt Raum für einen Gewissensentscheid. Das schließt nicht aus, daß in zentralen Fragen auch klare Grenzen gezogen werden, wo es etwa um den Schutz des Lebens geht. Sie wird aber auch bescheidener sein, wenn über vorhandene Schuld ein Urteil zu fällen ist. Sie entspricht dann besser dem Unterwegssein einer Kirche, die Hoffnungsträger sein will, Ort des bezeugenden freien Wortes Gottes und Hort menschlicher Freiheit. Christen könnten dann das prophetische Element der biblischen Frohbotschaft neu zur Sprache bringen. Ist heute in unserer Kirche noch etwas von solcher Hoffnung und Offenheit auf Zukunft hin zu spüren? Vielleicht nicht so sehr bei jenen, die eine Leitungsfunktion in der Kirche wahrnehmen, sondern eher noch bei Christen im Alltag und in einigen Basisgemeinden. Sie sind für die Kirche als ganze noch Hoffnungsträger. Im übrigen — und das hat auch das II. Vatikanische Konzil gezeigt — gingen Erneuerungsbewegungen meistens nicht von oben, sondern von unten, d. h. von engagierten Christen der Basis aus.

Kommen wir nochmals auf die eingangs aufgeworfene Frage zurück: Wird die Moraltheologie bescheiden? Die Antwort kann nur lauten: Wo sich eine theologische Ethik neu auf die Botschaft Jesu besinnt, wird sie in ihren Aussagen weitaus zurückhaltender sein gegenüber der Vielfalt menschlicher Handlungsmöglichkeiten, ohne dabei jedoch das verbindlich bleibende Ziel auszuklammern und ohne auf gültige Handlungsnormen zu verzichten. Sie wird zwar nicht mehr so eloquent und kasuistisch Handlungsanweisungen erteilen, dafür aber um so stärker auf die wesentlichen Elemente christlichen Glaubens und Handelns hinweisen. Die Moraltheologie wird bescheidener, damit aber auch wahrhafter, wirklichkeitsgerechter, humaner und im letzten auch christlicher.